Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

222 (24.9.1932) Unterhaltung und Wissen

Visual Library

Unterhaltung und Wissen

Zwei Beobachtungen aus jüngster Zeit

Zwei Affenväter

Die Aeffin ist ohne Zweifel eine gute Mutter, und die Affenliebe ist sprichwörtlich geworden. Freilich wenden wir das Wort „Affenliebe" an, wenn wir von einer verziehenden und nicht erziehenden Mutter reden, obwohl ein Tier seinen Sprößling nicht verzieht, sondern sehr folgerichtig fürs Leben erzieht. Ueberdies werden auch vom Schutze der Aeffin als Mutter Wunderdinge erzählt. „Die Aeffin als Mutter ist heilig." Solche und ähnliche schöne Sätze sind von großen Tierkundigen geschrieben worden. Dennoch findet der Affe als Jungtier in der Herde eine recht verschiedene Aufnahme, und gerade die Stellung des alten Herrn zu ihm ist sehr oft keine gute. Man soll daher, wenn man um das eigene richtige Weltbild kämpft, Affen ebensowenig verallgemeinern wie Menschen. Natürlich hat jede Rasse die ihr innewohnenden Eigenschaften, aber über die hinaus ist die Charakterbildung des Einzelwesens individuell. Zur Bekräftigung dieser Behauptung sollen hier zwei Affenväter vorgestellt werden.

Ein Rhesus-Papa

Dieser Rhesus-Papa sitzt in einem großen Zoologischen Garten allein in einem Käfig, in einem für das Publikum nicht zugänglichen Raume, weil man dort abgebissene, also von ihren Artgenossen verstoßene Tiere unterbringt. Diese Tiere sind selbstredend verschüchtert und brauchen eine besondere Pflege und eine liebevolle Aufmunterung durch die Menschen, damit bei diesen Tieren das Selbstvertrauen zurückkehrt und sie wieder lebenstüchtig werden.

Bewußter Rhesus-Papa ist nicht mehr jung. Im großen und ganzen ist in solchem Alter kein gutes Umgehen mehr mit ihm, denn der alte Rhesus wird leicht böse. Doch dieser Rhesus erfüllt eine ganz besondere Aufgabe. Ihm ist die Frau bei der Geburt eines Kindes gestorben, und nun hat dieser Mann das Kind angenommen. Er trägt es, als ob er ein Wäschebündel habe. Das Affenjungtier krallt sich instinktiv unter der Mutter fest, im Bereiche der Nahrung spendenden Brüste. Das verwaiste Junge sucht aus seinem Säugetriebe heraus, findet beim Vater nicht die Nahrungsquelle und hockt ihm nun auf der Hüfte. Behutsam klettert der Vater mit dem Tier, stützt das kleine Köpfchen und ist rührend rücksichtsvoll. Bekommt er Futter, so wartet er geduldig, bis die winzigen Finger des Kleinen sich etwas Zusagendes ertastet haben, z. B. eine Erbse oder ein Stückchen Banane.

Der Pavian-Vater

Der Pavian ist als Herr der Herde oft gegen Affenbabys unleidlich. Braucht aber das, was in der Freiheit vorkommt, auch in einem Zoologischen Garten der Fall zu sein, wo Futter in Hülle und Fülle vorhanden ist? Noch dazu, wenn die Mutter auf einem Affenfelsen sitzt, wo sie das Jungtier schnell in Sicherheit bringen kann?

Trotzdem fuhr, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, der alte Mann, der noch dazu der Vater ist, auf das Baby los und entriß es der Mutter. Er biß es, zerrte es über die Felsenkanten, schlug es mit dem Kopf auf und warf es vom Felsen hinunter. Kenn Mensch konnte Hilfe bringen, denn ein Pavian läßt sich seine Beute nicht abjagen. Ein Raubtier läßt meistens von seinem Opfer ab und nimmt den neuen Gegner an; ein Pavian hingegen erledigt erst sein Opfer und schreitet dann zur eigenen Verteidigung. Die einzige Rettung ist in einem solchem Falle, daß die Mutter sich an das mißhandelte Jungtier herantraut und es in Sicherheit bringt. Doch diesem mächtigen Affen gegenüber hatte die Mutter, wie alle die anderen Affen, Angst, und so wurde das hilflose Jungtier regelrecht zu Tode mißhandelt.

Es ist Tatsache: die Affen haben ein ausgesprochenes Gemeinschaftsgefühl, doch ist dieses Gefühl nicht so fest bei ihnen verankert, daß sie gemeinsam gegen die Mächtigen unter sich auftreten. Dieser Tatbestand sollte eigentlich den Menschen zum Bewußtsein bringen, daß sie, wenn sie es wollen, in dieser Hinsicht doch über den Affen stehen.

Erna Büsing.

Koloniale Arbeit Frankreichs in Marokko

Eisenbahn und Legionäre

Eine erschütternde Nachricht kommt aus Marokko: ein Zug mit 500 Fremdenlegionären ist bei Tlemcen in einen Abgrund gestürzt. Doppelt stark wirkt diese Schreckensnachricht auf den Verfasser der nachfolgenden Ausführungen, der erst vor wenigen Wochen die gleiche Strecke gefahren ist. Und sogleich wird die Landschaft wieder wach, die Menschen und der Zug. Jäh wird aus den übrigen Erinnerungen das herausgerissen, was gleichermaßen wichtig und kennzeichnend für das französische Kolonialregime in Nordafrika ist: der Eisenbahnbau und die Fremdenlegion. Beide hängen eng miteinander zusammen und bilden die Stoßkraft des französischen Imperialismus.

Zuerst war die Legion da. Marschierend, kämpfend und mit ihren modernen Waffen gegen die sich verzweifelt wehrenden Eingeborenen immer weiter ins Land vordringend. Frankreich hatte schon 1898 einen Vertrag mit England abgeschlossen, nach dem ihm Marokko als Interessengebiet zustand, während England dafür Aegypten erhielt. Bald darauf begannen die Franzosen die sogenannte „Pazifizierung" Marokkos mit Kanonen und fremden Söldnern. Es war ganz klar, daß Frankreich das größte Interesse an diesem Lande haben mußte, nachdem es das benachbarte Algerien und Tunis schon zu willfährigen Kolonien gemacht hatte. Schwieriger als die kämpfenden Eingeborenen war allerdings der Widerstand der übrigen Interessenten Europas niederzuringen. Auch Deutschland hat da eine Zeitlang seine Hände im Spiel gehabt, ohne freilich viel dabei zu gewinnen. Ebenso wurden die Spanier in die nördliche Rifzone zurückgedrängt. Nachdem so Frankreich freie Hand hatte, begann es mit Macht, sich das Land gewaltsam anzueignen. Im Jahre 1907 wurde die Grenzstadt Udschda zwischen Algerien und Marokko besetzt. Damit war der Weg ins Innere des Landes, nach den Hauptstädten Fes und Marrakesch, und schließlich bis zum Atlantischen Ozean frei. 1912 wurde offiziell das französische Protektorat in Marokko errichtet, und seitdem geht die Entwicklung mit rasenden Schritten vorwärts. Selbst die Gebirgsstämme im Atlas wurden unterworfen, um so einen Uebergang in die nördliche Sahara zu haben. Allerdings haben dort heute noch die französischen Truppen gegen die zähen Bergbewohner zu kämpfen, die immer wieder ihre Freiheit verteidigen. Dagegen ist die nördliche Grenze während des Rifkrieges festgelegt worden, in dem Frankreich schließlich dem von Abd el Krim bedrängten Spanien zu Hilfe eilte und dafür große Landstrecken erhielt.

Neben der militärischen Durchdringung begann Frankreich eine intensiv koloniale Arbeit in Marokko, die heute dem Lande ein total verändertes Aussehen gegeben hat. Nur noch in den entlegensten Gassen der Eingeborenenviertel findet man Reste der alten maurischen Kultur und die vormittelalterliche Wirtschaftsweise der Berber. Jede kleine Stadt hat ihr elegantes, europäisches Wohnviertel und Handelsniederlassungen, in denen farbige Arbeiter für die Gewinne der Weißen tätig sind. In den Hafenstädten ist diese Entwicklung vollends ins Amerikanische gesteigert. Casablanca ist in den letzten zehn Jahren zu einem Orte mit Hochhäusern, Großgaragen und modernsten Silos geworden.

Die Grundlage für diese rasche Arbeit bildet nicht nur der agrarische Reichtum Marokkos, sondern auch seine Erz- und Phosphatlager. Die Ausnützung wurde jedoch erst durch die neuen Eisenbahnlinien und durch das großartige Asphaltstraßennetz möglich. Nachdem Frankreich durch den Versailler Vertrag von seinen Bindungen gegenüber Deutschland, die es 1911 nach Wilhelms II. berüchtigten „Panther"-Sprung eingegangen war, entbunden wurde, machte es sich in fieberhafter Eile an die Konstruktion eines vollkommenen Eisenbahnnetzes, das durch ganz Marokko führen sollte. Heute kann man in bequemen Schnellzügen bis nach Marrakesch am Fuße des Atlas gelangen, und auch die Querbahn von dem algerischen Hafenort Oran nach der im Mittelpunkte Marokkos gelegenen Hauptstadt Fes ist bis auf das kleine Stück Guercif-Fes fertiggestellt. Für die Eingeborenen und Soldatentransporte verkehrt auf dieser Strecke noch eine Schmalspurbahn, während die übrigen Reisenden für die 200 Kilometer, die heute noch nicht die internationale Wagenspur haben, bequeme, schnelle Reiseomnibusse benutzen, die ein höllisches Tempo fahren. Bei der Anlage ist an Mitteln nicht gespart worden. Die Bahnhöfe sind groß, sauber und in modernstem Stil erbaut. Das Wagenmaterial ist das gleiche wie in Frankreich, nur daß es für die Eingeborenen noch eine vierte Klasse gibt, die weder Glasfenster noch Sitze hat. Freilich ist der Bahnbau selbst, besonders die Brücken und Uebergänge, gerade durch die überstürzte Eile nicht so sorgfältig ausgeführt wie in Europa.

Das entsetzliche Unglück passierte nun auf einer Strecke, die besonders gefährlich ist. Die Ausläufer des mittleren Atlas reichen bei Tlemcen bis ans Mittelmeer heran, und die Bahn muß in vielen Tunnels und gewagten Schleifen das Gebirge durchqueren. Hinzu kommt, daß das Gestein dort stark verwittert und sehr bröckelig ist. Selbst im heißesten Monat August gab es dort breite Bäche und Wasserfälle. Wenn nun eine längere Regenperiode kommt, reißt das herabstürzende Wasser selbstverständlich Erdmassen und Felsbrocken mit sich fort und kann so leicht zu einer Gefahr für die Eisenbahn werden. Außerdem hat ein Bahnwärter ein riesiges Stück Bahnlinie zu betreuen, und so können dann derartig schwere Katastrophen entstehen wie die letzte, bei der vielleicht 200 Menschen ihr Leben eingebüßt haben: Männer, die allerdings immer eine unmittelbare Todesgefahr vor Augen gehabt haben. Jeder Legionär weiß, daß Klima und Ueberanstrengungen ihn leicht hinwegraffen können. Aber auf diese Art hoffte wohl keiner von ihnen zu sterben.

Unter den Getöteten und Verwundeten dürften über die Hälfte deutsche Landsleute sein, wenn man auch bei diesem Transporte die allgemeine Prozentzahl der Fremdenlegionäre gelten lassen will. Wahrscheinlich waren es erst frisch Angeworbene, die nach der Ausbildungszeit in Algerien nun in den härteren Dienst nach Marokko versetzt werden sollten. Viele mögen dabei schon mit Bangen die Zukunft erwartet haben, die öde Hitze im Landinnern und die aufreibenden Strapazen anstrengender Märsche. Aber bei allen Legionären, die ich dort unten sprach, lebt der Wille für eine schönere Zukunft. Die meisten hat nur die entsetzliche Not der Heimat zu Söldnern einer fremden Macht gegen halb wehrlose Eingeborene gemacht. Deshalb verdienen auch sie, die auf fremder Erde in fremdem Dienste starben, das Mitgefühl und die Trauer des ganzen deutschen Volkes. Viele Angehörigen werden nun nach langer Ungewißheit die Nachricht erhalten, daß ihr Sohn oder Bruder irgendwo in Nordafrika begraben liegt.

Karl Moeller.

Kalk gegen Schnupfen

Es gibt nicht viele Alltagskrankheiten, gegen die schon so viele Mittel — vielfach ohne Erfolg — versucht worden sind, wie gegen den Schnupfen. Da diese Krankheit, so banal sie ist, außerordentlich lästig und überdies durchaus nicht immer ungefährlich ist, so ist eine neue, verblüffend einfache und wirksame Behandlungsart, wie Dr. E. Büfe sie angibt, der sogenannte „Kalkstoß", sehr zu begrüßen. Dieser Kalkstoß besteht darin, daß man bei den allerersten Anzeichen des Quälgeistes Schnupfen sofort eine recht große Anzahl Kalktabletten in irgendeiner der üblichen im Handel befindlichen Formen zu sich nimmt, und zwar empfiehlt Dr. Büfe, morgens, mittags und abends je 5 Tabletten zu nehmen. In den seltensten Fällen soll es nötig sein, die Behandlung noch einen zweiten Tag fortzusetzen, da meist schon im Verlauf des ersten Tages ein überraschender Erfolg eintreten soll, der dadurch zu erklären ist, daß der Kalk die Gefäßwände abdichtet, entzündungswidrig wirkt und so die Absonderung des Schleims aufhebt. (Ein anderes sehr wirksames Mittel zur Bekämpfung des Schnupfens sind übrigens die bekannten Guttajodpillen nach dem Rezept des Professors Bier.)

(25. Fortsetzung.)

Die Gesellschaft, bei welcher die Maschine gekauft worden war, übernahm gleichzeitig die kostenlose Ausbildung von zwei Fakturistinnen zu Maschinenschreiberinnen. Eberhard schickte Fräulein Wiesener und Fräulein Nitschke zum Unterricht. Als sie ziemlich flott schreiben konnten und mit der Handhabung vertraut waren, ließ er die Maschine liefern.

Am Morgen kam er in den Versandraum und sagte so nebenbei: „Frau Sperber, heute nachmittag kommt die Fakturiermaschine. Von morgen ab werden Sie in die Maschine ansagen. Die Einteilung ist folgende: Bis mittag schreibt Fräulein Wiesener und Fräulein Nitschke legt die Durchschläge, die an Stelle der Kladde gesammelt werden, in Leitz-Ordner ab — nachmittags geht es in umgekehrter Reihenfolge. Von den freiwerdenden Fakturistinnen behalten Sie eine zum Adressenschreiben, den übrigen wird zum Ersten gekündigt. Da das Ausrechnen und Kollationieren vollständig wegfällt und die Maschine ohnedies viel schneller rechnet, als es bisher der Fall war, muß alles damit geschafft werden."

Er konnte nur schwer seine Genugtuung unterdrücken. Das war die erste Demütigung; nicht mehr lange, und er würde ihr die Quittung für die Abfuhr erteilen können.

Es konnte nicht ausbleiben, daß sich als Folge der einschneidenden Personalveränderungen in der ersten Zeit der Umstellung oftmals Schwierigkeiten ergaben. Von den vielen neu eingestellten und brancheunkundigen Hilfskräften wurden Fehler gemacht; der Fabrikationsprozeß stockte plötzlich aus irgendwelchen geheimnisvollen Gründen, denen erst mühsam nachgeforscht werden mußte. Oder die Heimarbeiterinnen beschwerten sich, daß bei keinem Posten die Einrichtung stimmte — alle Fehler mußten von den sowieso mit Arbeit überlasteten, zurückbehaltenen erfahrenen Angestellten in Ordnung gebracht werden.

Es war kein Wunder, daß die Mißstimmung von Tag zu Tag stieg. Wenn der „Schnüffler", wie der Juniorchef allgemein genannt wurde (den Spitznamen hatte Mieze Renner noch geprägt, kurz bevor sie abging), durch den Betrieb ging, flog ihm mancher unfreundliche Blick und manche nicht minder unfreundliche, halblaute Bemerkung nach. Die Erbitterung war um so stärker, als die Angestellten keine Möglichkeit sahen, sich gegen die ungerechten Bestimmungen, die er traf, wehren zu können. Den vorsichtigen Bemühungen der drei Verschworenen aus dem Sortierraum, die jetzt ihre Zeit für gekommen hielten, wurde trotzdem überall mit größtem Mißtrauen begegnet. Jede fürchtete ihre Stellung zu verlieren, wenn bekannt wurde, daß sie Verbandsmitglied war

Grete klagte manchmal Robert ihr Leid. Er vertröstete sie auf später. „Nichts übereilen; allem Anschein nach ist euer Chef mit seinen Maßnahmen noch lange nicht am Ende angelangt. Wartet ruhig ab, was noch alles kommt, euren Kolleginnen gehts immer noch viel zu gut, sie fühlen sich anscheinend dem Chef gegenüber noch moralisch verpflichtet. Laß sie nur erst von dem Irrwahn befreit sein — er tut ja selbst das möglichste, um sie davon abzubringen."

*

Am 19. Juli verlobten sich Grete und Robert. Es war ein Sonntag. Sie feierten nicht; sie fuhren schon vormittags nach außerhalb, aßen in einem Gartenlokal Mittag und tranken Erdbeerbowle dazu. Als sie mit Essen fertig waren, bestellte Robert noch zwei Glas Bowle und steckte ihr den Ring auf den Finger. „Anfang September wird geheiratet!" sagte er.

Abends waren sie bei Gretes Eltern und sprachen von ihrer Zukunft. Das war ihre Verlobung. —

Fünftes Kapitel.

Elfriede hatte es doch nicht übers Herz gebracht, ihr Geheimnis für sich zu behalten. Sie hatte gegen ihre Freundin Käte Thomas dunkle, geheimnisvolle Andeutungen gemacht, und als Käte in sie drang, ihr doch mehr zu verraten, hatte sie ihr alles erzählt.

„Aber du darfst keinem Menschen etwas davon sagen", bat sie ihre Freundin. Käte versprach es hoch und heilig und hatte nichts Eiligeres zu tun, als es zu Hause zu erzählen. Ihr Vater, der mit dem alten Borchardt manchmal geschäftlich zu tun hatte, überlegte. Vielleicht war es ganz gut, wenn er Borchardt diese nette Neuigkeit überbrachte; es war immer angenehm, wenn Leute, mit denen man Geschäfte machte, einem zu Dank verpflichtet waren.

Am anderen Tage fuhr er zu Borchardt in die Fabrik und hatte mit ihm eine lange Unterredung unter vier Augen. Befriedigt ging er wieder fort — das Geschäft war so gut wie gemacht — Borchardt würde sich die Mitteilung etwas kosten lassen. Manchmal war es doch ganz gut, wenn man nicht so streng an dem Grundsatz, geschäftliche und private Angelegenheiten stets zu trennen, festhielt. Man mußte heutzutage sehen, wo man blieb, und eine feste Geschäftsverbindung mit Hermann Borchardt war nicht zu verachten.

*

Elfriedes Vater fuhr sofort nach Hause und nahm sich seine Tochter vor. Als sie sich von ihrer besten Freundin so verraten sah, fing sie an zu heulen und gestand alles ein. Ja, sie hätten Kaffee getrunken, und da wäre es über sie beide gekommen. — — Ja, Eberhard wüßte darum. — — Nein, er hatte sie gebeten, noch ein paar Wochen zu warten, bis er im Geschäft — sie wußte nicht, er hatte da irgend etwas vor — das mußte erst erledigt werden.

Ob es denn absolut feststände, daß sie — — —?

Ja, bestimmt. Ebi hätte eine Untersuchung vornehmen lassen, und sie merkte es auch selbst. Sie mußte sich so oft übergeben, und manchmal wurde ihr so schwindlig. — — —

Lorenz Zahn freute sich, als Hermann Borchardt ihn abends in der Wohnung am Fehrbelliner Platz besuchte. Er saß im Herrenzimmer und las die „Textil-Zeitung". „Komm, steck dir erst eine Zigarre an", forderte er seinen Besucher auf, „und dann erzähle mir, was es Neues gibt."

Hermann Borchardt knipste gedankenvoll die Spitze von der Zigarre und paffte sie an. Er überlegte. Große Worte waren nicht angebracht, dazu waren er und Lorenz Zahn zu gut befreundet. Wozu auch? Wenn man die Sache — so unangenehm sie in mancher Hinsicht auch war — nüchtern betrachtete, so konnte er immer noch zufrieden sein, daß Elfriede sich gerade mit Eberhard Zahn eingelassen hatte, anstatt mit irgendeinem anderen Windbeutel. Eberhard Zahn, Sozius und später alleiniger Inhaber der Firma Lorenz Zahn u. Co. — eigentlich hatte er absolut keinen Grund, mit der Entwicklung der Dinge unzufrieden zu sein. Schließlich war Elfriede auch gerade keine Venus von Milo — wer weiß, wer sie später geheiratet hätte.

(Fortsetzung folgt.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg